



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

München und Konstanz : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Amerika und auch anderwärts zur Praxis geworden ist, wird, so Gott will, niemals in unser neues deutsches Staatsleben übergehen. Gegenseitige Pflichterfüllung und tiefere Einsicht für den Zusammenhang der eignen Interessen mit dem Gedeihen der Gesamtheit, das ist es, worauf es ankommt. Wer dem Ganzen am besten dient, der ist der Herrschaft am würdigsten. Verdienst giebt Macht!

Was soll das ewige Sammern über das viele Geld, das die Machtstellung des deutschen Volkes kostet? Wer hätte nicht ein Gefühl der Beschämung empfunden bei der Behandlung, die die Flottenfrage im deutschen und — im französischen Parlament erfahren hat! Versagt sich das deutsche Bürgertum dem staatlichen Verständnis, so muß sich die Regierung an die staatsklügern und darum wichtigern Parteien halten, dann ist aber eine Lösung der ostdeutschen landwirtschaftlichen Fragen ebenso wie die vieler anderer Fragen, wie sie den sozialen und nationalen Interessen am meisten entsprechen würde, ausgeschlossen.



München und Konstanz

(Schluß)



farrer Hofemann war ein kleiner dicker Mann mit einem un-
gemein freundlichen Gesicht. Diese Freundlichkeit war keine
Maske, sondern der Spiegel einer ungewöhnlichen Herzensgüte.
Mit kindlicher Einfalt verband er ein bedeutendes Wissen. Er
war eine Zeit lang Gymnasialprofessor und dann Pfarrer in
Tuntenhausen (Baiern) gewesen. Er hatte sich aber dort nicht so lange halten
können wie Kenftle und war ein paar Jahre früher als dieser nach Baden
übergesiedelt. Als ich am 1. Oktober 1878 in Konstanz ankam, fand ich ihn
in einem sehr betrübenden Zustande. Seine Krankheit war Gehirnweichung,
und ich hatte nun zum zweitenmale Gelegenheit, den Verfall oder die Lahm-
legung des Geistes durch den Verfall seines Organs an meinem Pfarrer zu
studiren. Doch war er körperlich noch ziemlich rüstig, was Schwenderling in
Ziegnitz beim Beginn seiner Gehirnkrankheit nicht mehr gewesen war. Die ersten
beiden Monate aß ich mit ihm zu Mittag. Anfangs fragte er regelmäßig
— er sprach sehr langsam, singend, jedes Wort sorgfältig nach seinem gram-
matischen Werte betonend —: Wo kommen Sie her? wo reisen Sie hin? wie
lange gedenken Sie hier zu bleiben? Worauf die Antwort sehr schwierig war.

Diese Fragen wiederholte er bis zum Schluß unsers Mahles. Nach einigen Tagen schien er sich endlich darein gefunden zu haben, daß ich ihn verträte, und er wechselte nun das Gesprächsthema. „Wo sind Sie diesen Morgen gewesen, Herr Collega?“ — Im Gymnasium. — „Im Gymnasium! Nicht wahr, es sind dort recht liebe Knaben? Sie haben mich niemals geärgert. (Nach einer Pause.) Und wenn sie mich auch einmal geärgert haben sollten, so haben sie es doch nicht aus bösem Willen gethan. — Wo sind Sie diesen Morgen gewesen, Herr Collega?“ — Im Gymnasium. — „Im Gymnasium! Nicht wahr, es sind recht liebe Knaben u. s. f. bis zum Ende der Mahlzeit, und so alle Tage. Da hatte ich den Schlüssel zu seiner Krankheit. Die Gymnasiallehrer sagten mir nämlich, daß ihn die Jungen furchtbar geärgert hätten, und daß er einigemal genötigt gewesen sei, die Hilfe des Direktors anzurufen. Nun sind sechzehn bis zwanzig Religionsstunden die Woche — so viel waren dort an vier Schulen und in einem Waisenhause zu geben — an sich eine sehr bedeutende Anstrengung, denn der Religionsunterricht, das weiß ich aus vielseitiger eigenster Erfahrung, ist der allerschwierigste. Eine deutsche Sprachstunde, eine Geographie- oder Lateinstunde ist ein Spiel dagegen; nur der Rechenunterricht strengt — auf ganz andre Weise — annähernd in demselben Grade an, der Geschichtsunterricht dann, wenn man, wie ich immer in der Kirchengeschichtsstunde gethan habe, ganz frei vorträgt und hierauf aus dem Kopfe diktirt. Kommen noch Schwierigkeiten der Disziplin dazu, so ist's arg. Für die Disziplin macht es einen bedeutenden Unterschied, welche amtliche Stellung man einnimmt. Als Pfarrer oder Kaplan in einer römisch-katholischen Gemeinde ist man bei den Volksschülern so angesehen, daß man auch bei körperlichen Mängeln noch ganz leicht fertig wird. Dagegen als Religionslehrer für eine Schülerminderheit an einer höhern Lehranstalt leidet man unter dem Umstande, daß sich die Schüler sagen: dessen Zensur zieht nicht; bei dem können wir's uns bequem machen. Nun ist es allerdings möglich, den Unterricht so anziehend zu gestalten, daß gar keine Disziplinalgewalt notwendig ist;*) aber selbst wenn man das vermöchte, und in jeder Stunde vermöchte, würde dieses Vermögen an unsern Lehranstalten nur schwer zur Geltung kommen. Es würde vollständig wirken, wenn die Teilnahme in das Belieben der Schüler gestellt wäre, und jede Unterrichtsstunde auf einer freiwilligen Verabredung zwischen dem Lehrer und den Schülern beruhte. Aber da unsre Unterrichtsanstalten Zwangsanstalten sind und der Zwang stets einen lästigen Druck ausübt, so liegt den Schülern der Wunsch, den Druck zu lockern, näher als das Interesse am Unterrichtsgegenstande, und erst bei den Schülern der Oberklassen überwiegt dieses, und bei einem neuen Lehrer ist die Aufmerksamkeit

*) Man denke sich einmal die militärische Erziehung und den militärischen Unterricht ohne jede Spur von Disziplinalgewalt!

zu allererst darauf gerichtet, ob man etwas ordentliches bei ihm lernt; auch aus diesem Grunde ist der Unterricht in der Prima sehr viel leichter als in der Sexta. Hofemanns pädagogische Begabung scheint nun seinem Wissen nicht gleichgekommen zu sein, da er, obwohl er gut sah und hörte, mit den Buben noch schlechter fertig wurde als ich. Die Direktoren freuten sich, daß ich verständig zensirte; Hofemann hatte allen Schülern der Oberklassen „gut“ und allen Schülern der Unterklassen „recht gut“ gegeben. Der Direktor der höhern Töchterschule in Offenburg sagte mir einmal, ich könnte mir das Zensurschreiben ganz ersparen, weil meine Note immer genau mit dem Durchschnitt der andern Noten zusammenträfe.

Zu dieser Anstrengung und diesem fortwährenden Ärger war nun noch das übrige gekommen. Die scheinbar glänzenden Aussichten des Altkatholizismus in Baden hatten getäuscht; Hofemann strengte alle seine Kräfte an, um die Gemeinde zu vergrößern, und statt der Freude über den Erfolg stellte sich die Sorge ein, ob es ihm gelingen würde, auch nur die gewonnenen Gemeindeglieder beisammen zu halten. Auch mag ihn nach einigen Jahren das Gefühl beschlichen haben, daß seine Predigten keine Anziehungskraft mehr ausübten, und er suchte sie durch Abendvorträge zu ergänzen. „Do hot der arme gute Herr, klagte mir seine Wirtin, die dicke Margaret, sich den ganzen Tag über plagen gemußt mit den ungezognen Buben, und hernach hot er aach noch des Abends im Wirtshaus Vorträge halten müssen über allerlei gelehrte Sachen, bloß daß dene Herren das Bier besser schmecken thät.“ Er scheint von der Angst befallen worden zu sein, daß man ihn drängen könnte, mit einem kleinen Gnadengehalt in den Ruhestand zu treten, und ich selbst hatte vielleicht unabsichtlich dazu beigetragen, diese Angst wach zu rufen. Im Sommer 1875 sprach mir ein Mitglied des Konstanzer Gemeindevorstands, ein bekannter Parlamentarier, bei einem gelegentlichen Zusammentreffen den Wunsch aus, ich möchte einmal in Konstanz Gottesdienst halten. Das that ich denn auch, selbstverständlich mit Hofemanns Erlaubnis, dessen Gast ich drei Tage war, auf einem Ferienausfluge. Er war die ganze Zeit über sehr freundlich und führte mich in der schönen Umgebung herum, aber beim Abschied gab er mir zu verstehen, daß er hinter meinem Besuche eine schlimme Absicht witterte, die mir ganz fern lag. Mein Eintreffen im Herbst 1878 mag ihn daher nicht wenig aufgeregt haben, denn wie durch einen Nebel vermochte er doch noch den Zusammenhang der Dinge zu erkennen. Er betrachtete mich als seinen Verdränger, war sich aber dabei seines Zustandes und der Notwendigkeit einer Vertretung bewußt, und äußerte in einem lichten Augenblick zur Margaret: „Ich wünschte, Sentsch würde mein Nachfolger; der wirds den Herren sagen; ich kanns nicht.“

Nun, und der hats ihnen denn auch gesagt. Gegen die Entmündigung, die im Frühjahr 1879 eintrat, hatte ich nichts einzuwenden, war sie doch in

diesem Falle gerechtfertigt und unvermeidlich.*) Aber als man ihn dann nach einem Anfall von Erregung als „gemeingefährlich“ nach Illenau schaffte — es wäre, auch wenn er Tobjuchtsanfälle gehabt hätte, lächerlich gewesen, von dem schwachen Männchen für das Leben der dicken Margaret zu fürchten —, so sprach ich meinen Unwillen darüber sehr kräftig aus. Die Maßregel war natürlich eine Gefälligkeit gegen den altkatholischen Kirchenvorstand, der freie Hand bekommen wollte zur Wiederbesetzung der Pfarrei. Der Aufenthalt Hofemanns im Pfarrhause wäre dabei zwar unbequem gewesen; aber doch nur unbequem, kein ernstliches Hindernis, da das Haus zwei Stockwerke hat. Man konnte ihn also ruhig darin sterben lassen. In Illenau hat er nur noch ein paar Wochen gelebt. In der Gerstensackgesellschaft äußerte eines Abends ein Herr, Hofemann habe sich seine Krankheit durch übermäßigen Biergenuß zugezogen. Darauf konnte ich nur erwidern: „Wenn Hofemann durch Biertrinken nach Illenau gekommen wäre, dann müßten alle Konstanzer Honoratioren längst in Pforzheim sein.“ Dort ist nämlich die Anstalt für Unheilbare.

In meinem eignen Interesse hatte ich die ersten drei Vierteljahre keinen Anlaß, den Herren Grobheiten zu sagen. Zudem waren sie sämtlich sehr liebenswürdige und achtungswerte Männer. Die Menschen sind überhaupt allesamt, wenn auch nicht überall von so angenehmen Formen wie in den Städten des badischen Landes, so doch von Natur gut und liebenswert. Nur gehören die Menschen leider zu den Sachen, die sich hart im Raume stoßen, und in dem Augenblick, wo zwei aneinander rennen, kommen sie einander gewöhnlich nicht liebenswürdig vor, und es ereignet sich wohl, daß die Liebenswürdigkeit einem ganz verloren geht, wenn er entweder gar zu viel gestoßen

*) Vom Amtsgericht am 13. Mai zu einem Gutachten aufgefordert, schrieb ich: „Vom 2. Oktober bis Anfang Dezember war ich mit dem Pfarrer Hofemann täglich eine halbe Stunde beim Mittagessen zusammen. Der Kranke sprach viel und lebhaft, immer dasselbe wiederholend. Sehr auffällig war seine Gedächtnisschwäche und seine Unfähigkeit, Verhältnisse der Gegenwart sich klar zu machen und festzuhalten. Im Verlauf der zwei Monate beobachtete ich eine stetige Besserung, die mir zuletzt eine völlige Wiederherstellung wahrscheinlich machte. Plötzlich trat ein Rückfall ein, der sich durch melancholisches Schweigen und die geäußerte Besorgnis, mich beleidigt zu haben, kund gab. Der Arzt verbot hierauf den Verkehr des Kranken mit jedem andern, ausgenommen seine Pflegerin. Seitdem, d. h. seit Anfang Dezember v. J., habe ich ihn nur dreimal gesehen; die ersten beiden male auf je eine Minute, wobei nur Redensarten über das gegenseitige Befinden gewechselt wurden. Das dritte mal, am 7. April, habe ich ihm das heilige Abendmahl gereicht. Der Kranke lag im Bett, wußte, was vorging, und sprach einige auf die heilige Handlung bezügliche Worte, die er oftmals wiederholte. Dies ist alles, was ich weiß, und so sehe ich mich bei der Geringsfügigkeit des Beobachtungsmaterials nicht instande, ein Gutachten über seinen Geisteszustand abzugeben.“ Wie mir Margaret erzählte, hatte er in der letzten Zeit Visionen. Er verkehrte viel im Himmel und stellte der Margaret die himmlischen Personen vor: „Jetzt kommt der heilige Petrus (wobei er sich tief verneigte), jetzt kommt der Herr Jesus (wobei er niederkniete und vor die Brust schlug)“. Er prophezeite auch z. B., daß ich das 60. Jahr nicht erreichen würde.

wird oder gar zu viel zu stoßen genötigt ist. Zunächst also erlitt ich keinen Zusammenstoß. Eine Zeit lang fühlte ich mich etwas einsam, da ich den ganzen Tag keine Unterhaltung hatte als die des Pfarrers und nur etwa einmal die Woche ein paar Abendstunden im Gerstensaß zubachte. Aber eines Tages lud mich der Rechner der Kirchengemeinde, Kaufmann Delisle, zu sich ein, und von da ab genoß ich oft seine Gesellschaft und die seiner Familie. Delisle war trotz seines französischen Namens und seiner persönlichen Freundschaft für Napoleon III. (sie waren Schulkameraden gewesen, und der Kaiser besuchte ihn, so oft er in Akenenberg weilte) ein guter deutscher Patriot und vereinigte alle guten Eigenschaften des deutschen und des französischen Kaufmanns und Familienvaters. Im Winter waltete er jeden Sonntag Abend als Patriarch im Kreise der Seinen. Zu den beiden unverheirateten Kindern, einem Sohne, der in seinem Geschäft war, und einer tüchtigen und verständigen Tochter, die jetzt, wie ich ab und zu lese, als Vorsteherin eines altkatholischen Frauenvereins eine eifrige Thätigkeit für die Armen entfaltet, kamen die beiden verheirateten Söhne mit ihren Frauen und versammelten sich um den verehrten Vater und die freundliche Mutter. Nach Tische wurde ein Solo gespielt, bei dem ich eine phänomenale Ungeschicklichkeit entwickelte. Im Sommer begleitete mich Delisle oft auf meinem täglichen Spaziergange; er war sehr hager und für seine siebzig Jahre sehr gut zu Fuß. Auch führte er mich in die Ochsen-Gesellschaft ein — so genannt, weil sie sich im Ochsen in Kreuzlingen versammelte —, zu der einige Gymnasial- und Bürgerschullehrer und u. a. auch der kunst- und altertumskundige Konservator des Rosgartenmuseums, Apotheker Leiner, gehörten. Dazu kamen die herrliche Natur und eine gute Bibliothek — die mit einer Kupferstich- und Gemäldesammlung verbundene Wessenbergbibliothek —, sodaß es ein recht erfreuliches Dasein hätte genannt werden können, wenn meine amtliche Stellung anders gewesen wäre.

Die war aber leider nicht darnach, eine zufriedne Stimmung zu erzeugen. Ich erfuhr eine Stufenfolge von Rangerhöhungen ganz eigner Art. Zunächst wurde ich zum Vertreter Hofmanns bestellt mit freier Station beim Pfarrer und monatlich siebzig Mark Gehalt, die von Bonn aus gezahlt wurden. Am 11. März 1879 wurde ich mit Berufung auf einige Bestimmungen des kanonischen Rechts zum Koadjutor ernannt und mit freier Station und fünfzig Mark monatlich aus den Pfarreinkünften dotirt. Am 19. August endlich wurde ich zum Pfarrverweser befördert „mit allen Rechten des Pfarrers bis zur definitiven Besetzung.“ Und von da ab bekam ich gar nichts mehr außer der Wohnung, die ich inne hatte. Freilich bekam ich auch das Essen, dank der Margaret, die ohne Berufung auf kanonische Capitula im Hause gelassen worden war. Sie war von allen Pfarrersköchinnen, die ich zu studiren Gelegenheit gehabt habe, die gutmütigste; eine drollige Münchnerin, die abends ein paar Moasfrügelin leerte, dann schmerzlich gerührt ihrem lieben armen

Herrn bittre Thränen nachweinte und mir, wenn ich ein Stündlein für sie übrig hatte, Münchner Geschichten erzählte. Mit den Einkünften war es nämlich so, daß bei Erledigung der Stelle der großherzogliche Verwaltungshof darüber zu verfügen hat. Der ist nun aber sehr gewissenhaft und studirt erst ein paar Monate lang Akten; und unser Kirchenrechner war nicht minder gewissenhaft und zahlte ohne obrigkeitliche Anweisung keinen Pfennig aus. Ich hatte im August mein Geld bis auf den letzten Heller verreist, und da am 1. September nichts ausgezahlt wurde, saßen wir auf dem Trocknen. Die Margarete ging auf eigne Verantwortung täglich zum Hüter des Kirchenschazes, um das Marktgeld für den Tag herauszuschlagen, obgleich ich ihr gesagt hatte: Gehn Sie nicht zum alten Delisle betteln; wenn wir nichts mehr haben, legen wir uns ins Bett und hungern uns tot! Schließlich half ich mir damit, daß ich mir den Rest der Bezahlung für den Religionsunterricht an den höhern Lehranstalten, den ich noch zu bekommen hatte, vom Kirchenvorstande vorschleusen ließ (die Stunde wurde an einer der Anstalten mit achtzig Pfennigen, an den beiden andern mit einer Mark honorirt), und dann gab mir die Gemeinde noch eine Gratifikation für die letzten anderthalb Monate; die Entscheidung des Verwaltungshofes abzuwarten hatte ich keine Zeit, da ich am 15. Oktober nach Reize übersiedelte. Am Schluß der letzten geschäftlichen Unterredung mit meinem guten Freunde Delisle — es hat mir nachher leid gethan — schrieb ich ihn an: Der Konstanzener Kirchengemeinderat ist entweder die dümmste oder die schäbzigste Körperschaft im ganzen deutschen Reiche, worauf er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, wenn auch ein wenig betrübt, erwiderte: Das möchte ich doch nicht behaupten — ja, und was ich noch sagen wollte, meine Frau läßt Sie bitten, Sie möchten heut nachmittag um drei zum Kaffee zu uns kommen. Adieu.

Für die Pfarrei hatte ich mich nämlich nicht gemeldet, weil ich im voraus wußte, daß ich bei der Konkurrenz unterliegen würde. Zwar der oben erwähnte Parlamentarier hätte es gern gesehn, wenn ich geblieben wäre, aber die Mehrheit des Kirchenvorstandes beschloß, die Stelle auszusprechen, was ich ihm nicht verdenken konnte. Ich erklärte daher sofort, daß ich ein anderweitiges Unterkommen suchen würde, und meldete mich zu einer Schwarzwaldpfarrei. Darauf wurde mir gesagt, daß meine Meldung erst dann amtliche Geltung erlangen könnte, wenn ich das badische Indigenat hätte. Ich verschaffte mir also die Entlassung aus dem preussischen Unterthanenverband und erlangte die Aufnahme in den badischen. Kaum war dieses Schriftstück da, so ergaben sich Schwierigkeiten in jener Pfarrei, und ich entschied mich für das mittlerweile eingetroffene Anerbieten der Reizer Gemeinde. Nun mußte ich mich wieder von der neu erworbenen Unterthanenschaft entbinden und in die preussische zurückversetzen lassen. Diese zweite Aufnahmeurkunde konnte ich nicht abwarten. Auf dem Wege zum Dampfschiff (am Abend vorher hatte man mir eine Ab-

schiedsfeier veranstaltet) erfuhr ich, daß der Kirchenvorstand soeben von dem Oberpräsidenten von Schlesien die Aufforderung erhalten habe, ein Führungszeugnis über mich auszustellen!

Von Konstanz hat mans nicht weit auf den St. Gotthard, und so hatte ich denn die Gelegenheit benutzt, in die hesperischen Gefilde einen Blick zu werfen. Es wäre zu viel behauptet, wenn ich sagen wollte, die Sehnsucht in die Weite aus dem engen Kreise heraus, in den ich gebannt war, wäre für meine Entscheidung im Jahre 1875 mitbestimmend gewesen, aber erleichtert hat mir die Aussicht auf den Südwesten unsers Vaterlandes und überhaupt auf mehr Bewegungsfreiheit den Entschluß, aus dem Harpersdorfer Puppenhäuschen auszubrechen. Ich hatte mich viel mit der ältern deutschen Geschichte beschäftigt, und der Wunsch war natürlich, ihren Schauplatz kennen zu lernen. Ich hatte auch fleißig vaterländische Geographie getrieben — nicht als Gelehrter, sondern als Schulmeister — und, ein so schlechter Zeichner ich bin, doch meinen Schülern oft genug die deutschen Mittelgebirge, die Verzweigungen der Alpenkämme, die deutschen Flußsysteme aufgezeichnet, charakterisirt und den Zusammenhang der Geschehe des deutschen Volkes mit ihnen klar zu machen gesucht. Wackernagels Preis des Rheinstroms, den ich als Quartaner im Schullesebuche gelesen hatte, war mir stets im Gedächtnis geblieben, und mein Wunsch, den Rennsteig des Thüringerwaldes zu sehen, den ich als elfjähriger Volksschüler im Unterricht kennen gelernt hatte, ist erst viel später erfüllt worden. So freute ich mich denn, im Jahre 1875 den Main, die Türme von Bamberg, die württembergischen Hügel, den Bergwall des Schwarzwaldes, die Rheinebene, den Rheingau, die Schweizerseen und die Alpenspitzen als alte liebe Bekannte begrüßen zu dürfen, das Bild, das sich meine Phantasie von ihnen gemacht hatte, im allgemeinen bestätigt zu finden und es im einzelnen berichtigen zu können. Ich habe es dann von 1875 ab durchzuführen gewußt, daß ich jedes Jahr einen Ferienaussflug machen konnte, und habe nach und nach alle Landschaften des deutschen Vaterlandes, zu dem ich Österreich rechne (mit Ausnahme Ostpreußens, Hessens, Westfalens und des Niederrheins von Bonn abwärts), Teile der Schweizer, Salzburger, Tiroler und Ostalpen, Lombardovenetien, ein Stückchen Toskana und die wichtigsten deutschen Städte mit Ausnahme von Frankfurt a. M. und Köln aus eigener Anschauung kennen gelernt. Das meiste freilich nur im Fluge, aber doch hinlänglich deutlich, um das Bild festhalten zu können. Alles kann man ohnehin nicht sehen, wenn man nicht Reisender von Profession ist, und hat man eine bedeutende Anzahl charakteristischer Landschaften und Städtebilder gesehen, so läuft man nur noch wenig Gefahr, bei der Phantasiekonstruktion des übrigen grobe Schnitzer zu begehen; deshalb wird es mir nicht schwer, auf Rom und Neapel, auf Paris und London, auf die Fjords und Stockholm zu verzichten. Freilich, wichtiger als Berge und Seen, als Kirchen und Paläste sind die

Menschen; außer dem Lande auch die Leute genauer kennen zu lernen und sie über ihre Verhältnisse auszuforschen, das wäre von der größten Wichtigkeit namentlich für meine volkswirtschaftlichen Studien; und das würde weitere und längere Reisen nach den verschiedensten, auch landschaftlich und historisch uninteressanten Gegenden rechtfertigen. Aber damit ist es leider vorbei; wenn schon die Unterhaltung in der Muttersprache Schwierigkeiten macht, so gehts in einer fremden erst recht nicht. (Zwischen Muttersprache und Muttersprache ist freilich ein Unterschied; das herausgeschmettete cinquanta eines Italieners versteht auch ein halbtauber Deutscher noch besser als das gegurgelte „Drießch Koppe“ eines Schweizer Maidli oder Moitschi oder das Wildkälchli, mit gutturalem L, des Appenzellers.)

Es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens, als ich an einem regnerischen Augustmorgen — ich war um vier Uhr von Hospenthal aufgebrochen — an die Stelle der Gotthardstraße kam, wo sich die Aussicht nach Süden öffnet. Die Wolkendecke schnitt genau mit der Wasserscheide ab; die nördliche Hälfte des Himmelsgewölbes war grau, die südliche blau; bekanntlich wird einem nicht gerade an jedem Morgen die Vorstellung vom sonnigen Süden in so auffälliger Weise bestätigt. Mit Sauchzen begrüßte ich den Ticino zur Rechten, der blendend weiß die schwärzliche Felswand herabstürzt, und der Schlott, in dem sich die Windungen der Straße zur schwindelnden Tiefe hinabsenken, erschien mir nicht bloß als die Pforte zum Paradiese, sondern mit seinem blauen Hintergrunde als das Paradies selbst. Wie thöricht diese Vorstellung sei, machte mir bald darauf der Junge, der mir mein Ränzchen trug, klar. Er sah gar nicht italienisch aus, hatte rote Haare und ein unschönes Gesicht. (Der Junge, der mir in einer Arbeiterkantine oberhalb Nivolo den Morgenimbisß brachte, hatte ein wahrhaft Raffaelisches Engelsgesicht; er schlug vor Verwunderung die Hände überm Kopf zusammen, als er hörte, daß ich einen Frank Tragelohn bis Faïdo geben wolle, aber, rief er bedauernd, io non posso, io non posso! er werde mir einen andern besorgen, und da kam eben der rothaarige.) Das Benehmen freilich war ganz italienisch. Als ich nun ein paar Redensarten über die herrliche Gegend vorbrachte, protestierte er aufs lebhafteste; è un orribile paese, rief er; quest' inverno è caduta una valanga, ed io (jedes Wort mit dramatischer Betonung einzeln herausstoßend und mit Gestus begleitend) sono stato qui! Drunten in Varese, von wo aus seine Eltern der Arbeit am Bahnbau wegen heraufgezogen seien, da sei es schön gewesen. Von da ab wurde mir nach und nach klar, einen wie großen Anteil an unserm Genuß landschaftlicher Schönheiten die Phantasie, allerlei Gedankenverbindungen und äußere Umstände haben. Es ist gar nicht zu verwundern, daß man die Schönheit der Berge erst von der Zeit ab zu entdecken angefangen hat, wo die Anlage von Straßen und Wirtshäusern das Reisen weniger beschwerlich machte. Bei Hunger, Müdigkeit, Frostbeulen, Hautschürfungen

und Furcht vor Bären, Wölfen und vorm Halsbrechen kann höchstens in ganz außerordentlichen Gemütern ein ästhetischer Genuß aufkommen. Vielleicht nicht einmal in solchen. Wir haben heute genug Leute, nicht bloß Männer, sondern sogar Frauen, die sich beim Bergklettern alle diese Beschwerden zuziehen, aber ich zweifle, ob sie wirklich in demselben Augenblicke, wo ihre Glieder schmerzen, zugleich einen ästhetischen Genuß haben. Den ästhetischen Genuß, den die Berglandschaft gewährt, haben die heutigen Menschen ohne nennenswerte Beschwerden von Jugend auf kennen gelernt. Was sie auf die höchsten, auch heute noch nur unter Gefahren zu erreichenden Spitzen lockt, ist die Vorstellung des Landschaftsbildes, das man oben haben müsse. Sie nehmen dieses Bild dann auch in der Erinnerung mit als einen bleibenden Schatz, und so bereitet es ihnen vor wie nach dem Schauen Genuß, während des Schauens aber schwerlich; was sie da genießen, ist nicht ein ästhetischer, sondern ein ethischer Wert, sie genießen das Bewußtsein ihrer Kraft, ihres Mutes, ihrer Ausdauer, sie sagen sich mit hoher Befriedigung: was bin ich doch für ein Sportsman oder für eine Sportsmaid! So hat der ästhetische Genuß, den die Berggipfel gewähren, erst angefangen, als man ihn ohne körperliche Schmerzen und ohne Lebensgefahr haben konnte. Gibbon bemerkt über das Reisen, es gehöre dazu rüstige Gesundheit und Gleichgiltigkeit gegen alle Beschwerden; davon, daß er an den Alpen irgend etwas schönes gefunden habe, sagt er bei der Erwähnung seines zweimaligen Alpenüberganges kein Wort. Er hat diesen Übergang wahrscheinlich zu den Beschwerden gerechnet, die der Nordländer leider mit in den Kauf nehmen müsse, wenn er die römischen Ruinen sehen wolle. Und nun gar Leute, die auf und zwischen Felsen mit mühseliger Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben müssen, was können sie an diesen Felsen und Schneefeldern, die kein Fruchtkorn und keinen Grashalm erzeugen, schönes finden? Und wenn wirs recht überlegen, ist auch die Schönheit einer Felsenpartie, wie sie die Gotthardschlucht darbietet, nur bedingungsweise vorhanden. Bei Sonnenschein und heiterm Himmel bilden die schwärzlichen Felsen, die in der Sonne blinkenden weißen Wasserfäden und Schneegipfel und die Himmelsbläue einen schönen Farbendreiklang, dessen Eindruck durch historische Erinnerungen verstärkt wird und durch den Gedanken, daß man sich in der Eingangspforte zu Italien befindet und auf einem Bergstock, den schon Goethe als den Vater sozusagen von gewaltigen Bergzügen und herrlichen Stromgebieten höchst merkwürdig gefunden hat. Bei trübem Himmel dagegen ist eine solche Ansicht nur noch furchtbar erhaben, aber nicht mehr schön. Ähnlich verhält es sich mit den italienischen Seen. Den Vorteil haben die allerdings schon vor dem Hochgebirge voraus, daß sie niemals tot sind; das eine belebende ist ihre sanft bewegte, bei jedem Himmel schön gefärbte Wassermasse, das andre der Saum von Ortschaften, Gärten und Villen, mit denen ihre Uferfelsen geschmückt sind. Aber Felsen bleiben doch auch diese,

schön gezackte, das ist wahr, aber dennoch tote Felsen. Es stimmte mein Entzücken auf dem Gardasee herab, als ich mir überlegte, daß diese großartige, auf einer Seite rosarote, auf der andern violette Kulisse eben nur toter Fels sei, auf dem nichts wächst, und dem die Menschen hier ein Gärtchen, dort einen Saumpfad abzugewinnen (der an der Westseite des Gardasees bietet mitunter das Schauspiel eines reizenden Marionettentheaters, wenn sich eine ganze Karawane darauf bewegt) so unendliche Mühe haben. Auch würde man eine Landschaft, deren Hauptreize aus glänzenden Farbenflächen und auffälligen Umrissen bestehen, nicht dauernd genießen mögen. Eine Rheinfahrt von Bingen bis Bonn ermüdet durch die Reihenfolge solcher Bilder, obgleich diese bei dem hier hinzutretenden reichlichen Grün einen weit gemütlicheren Charakter tragen. Es ist damit ungefähr so wie mit kostbaren Zimmereinrichtungen, von denen Goethe sagt, sie seien nur für Leute, die nichts zu thun haben; beim Arbeiten störe dergleichen. So möchte ich eine Gegend mit auffällig schönem Gesicht nicht immer, nicht beim Arbeiten haben. Es gehört zum vollständigen Menschendasein, daß man alle Arten von Schönheiten kennt, aber der beständige Anblick von Schönheiten übt einen Nervenreiz aus, der entweder abstumpft oder die seelische Gesundheit beeinträchtigt. Am zuträglichsten für das Nervensystem und die Seele dürfte die bescheidne und lebensfrische Schönheit unsrer deutschen Mittelgebirge sein, die Friedrich Nagel vorm Jahre in der Deutschen Rundschau so schön dargestellt hat. Und sogar die Kunst gedeiht besser in den Niederungen als auf den Höhen; ist es doch schon oft hervorgehoben worden, daß die Niederlande die größten Landschaftsmaler erzeugt haben. Ein paar Bäume und eine Wasserfläche bieten, von verschiedenen Seiten und bei verschiedenen Beleuchtungen gesehen, mehr Abwechslung als ein gewaltiges Hochgebirgspanorama mit seiner starren, einförmigen Pracht. Freilich, in einer baumlosen Ebne oder auf einer Kiefernheide möchte ich nicht leben. Übrigens kann sogar nicht einmal der Eindruck des Großartigen und Erhabnen, den man beim Anblick hoher Berge hat, ohne Phantasiethätigkeit und Wissenschaft zustande kommen, weil das optische Bild eines kleinen aber nahen Hügels genau dasselbe ist wie das eines gleichgestalteten hohen Berges in entsprechend größerer Entfernung; wer diese Entfernung nicht kennt, auf den macht der Anblick wenig Eindruck.

Zu den wunderlichen Widersprüchen, mit denen uns der Kulturfortschritt plagt, gehört auch der zwischen unserm stetig wachsenden Bedürfnis nach Komfort und unsrer Sehnsucht nach der Waldeinsamkeit. Wir wollen überall bequem eingerichtete Gasthäuser finden und für unsre Beförderung gute Straßen und Bahnverbindungen zur Verfügung haben und beklagen uns dann, wenn es überall von Reisenden wimmelt, obwohl ohne dieses Gewimmel Straßen, Eisenbahnen und gute Gasthäuser nicht rentiren und daher nicht vorhanden sein würden. Vor zwanzig Jahren war es noch nicht ganz unmöglich, beide

Annehmlichkeiten mit einander zu vereinigen, weil da noch nicht so schrecklich viel und nicht das ganze Jahr über gereist wurde. Auf einem stundenlangen Spaziergange am Starnberger See an einem herrlichen Sonntag Nachmittag im Frühommer habe ich einen einzigen Menschen, beim Besteigen des Herzogsstands im Sommer darauf zwei Menschen angetroffen. In ein paar Hotels an den italienischen Seen war ich im August 1879 der einzige Gast. Jetzt, nachdem die Gotthardbahn fertig ist, wimmelt es auch im Juli und August in Oberitalien von Deutschen. Ganz allein herumzustreichen ist freilich auf die Dauer auch unangenehm, und so ergriff ich denn die mir sich später anbietende Gelegenheit, eine Reihe von Jahren einen jungen Begleiter mitzunehmen, dem ich meine Eindrücke und Einfälle vorschwägen konnte.



Interesse

Von Gustav Kleinert



Schon auf der Schule, wo uns doch wegen der vielen Arbeiten in den vielen Fächern für die vielen Lehrer so wenig Zeit übrig bleibt, auch einmal etwas nachzudenken, bin ich über ein Fremdwort gestolpert, dessen Bedeutung uns erst in spätern Jahren so recht aufgeht, über das Wort Interesse. Unser Oberlehrer in Prima, der gern sämtliche Fremdwörter ausgerottet hätte, machte in diesem Bestreben auch vor dem weltbewegenden Wort Interesse nicht Halt und zwang uns, irgend einen armseligen, abgeblaßten Ausdruck dafür herbeizuschleppen. Heute, wo mir von all den Vokabeln, Formeln und Zahlen, über die beim Abiturientenexamen Parade abgehalten wird, nur noch ganz wenig übrig geblieben ist, sodaß ich nicht einmal genau mehr sagen könnte, wann Amanema II. regierte, und wie man einen abgestumpften Winkel ausrechnet, kann ich es daher schon wagen, mich an jenes Fremdwort heranzumachen und mir über den eigentlichen Gehalt dieses Wortes Klarheit zu verschaffen.

Als ich die lateinische Vokabel *sum* mit dem komischen Perfektum *fui* und dem noch komischern Infinitiv *esse* vorschriftsmäßig meinem Gedächtnis einverleibte und mich dann auch noch mit dem Kompositum *intersum* und dem berühmten Infinitiv *interesse* vertraut machte, war ich noch ein glücklicher Mensch, der sorglos mit diesem menschen- und völkervernichtenden Wörtchen herumhantirte. Und doch spielte schon damals das Interesse eine gerade so große Rolle wie jetzt oder zur Zeit des weisen Solon. Ja man kann sagen,